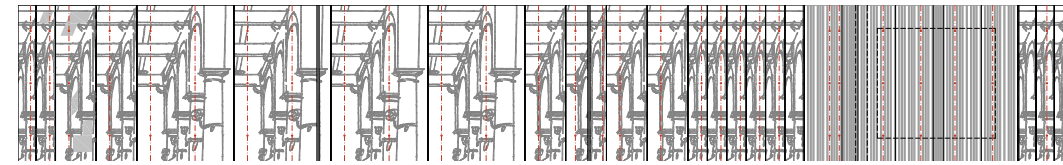
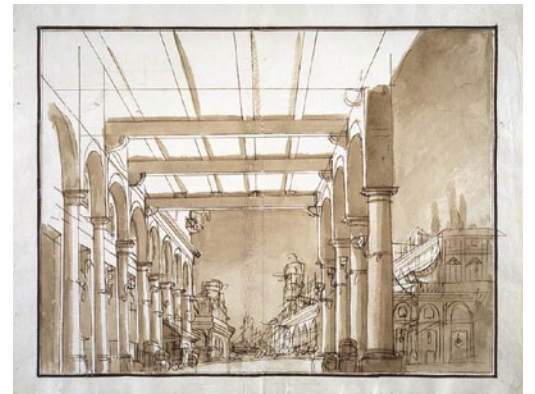




Detail der Fassade am Teutoburger Platz



Fassadenabwicklung 2. Obergeschoss



Pietro di Gottardo Gonzaga (1751–1831), Entwurf eines Bühnenbilds – das Blatt, mit dem Tchoban seine Zeichnungssammlung begann

© Sammlung Sergei Tchoban

Façade parlante

Denkbar unverblümt lassen **Sergei Tchoban und Sergey Kuznetsov** die Hülle ihres Museums für Architekturzeichnung in Berlin-Prenzlauer Berg vom Inhalt des Hauses erzählen. Die Sichtbetonfassade ist mit einem Relief aus Zeichnungsfragmenten dekoriert.

Text **Wolfgang Kil** Fotos **Roland Halbe**

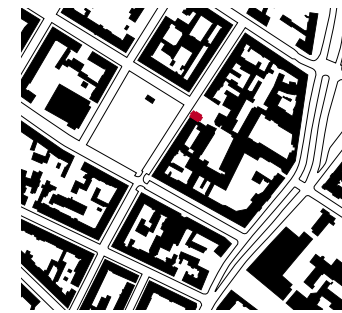
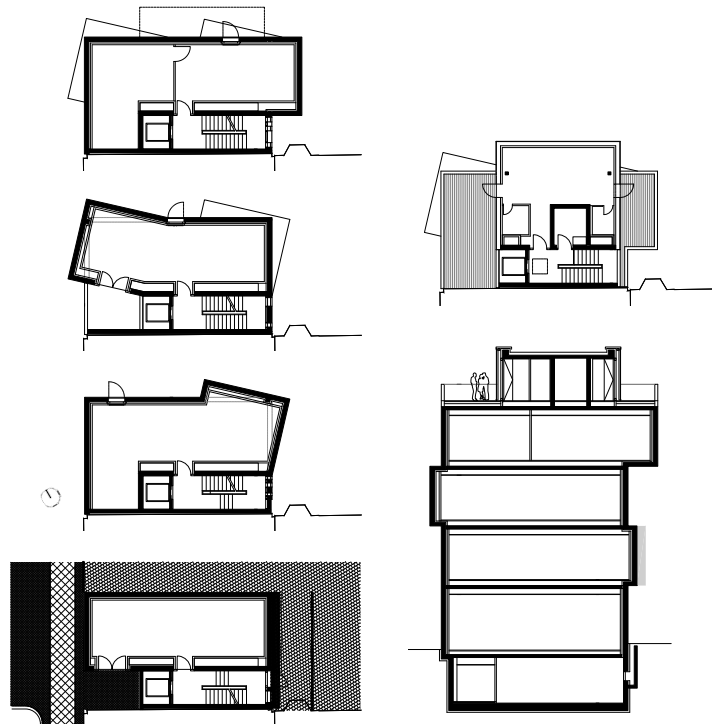
Nur zehn Meter breit und zwölf Meter tief ist der Bauplatz, aber die Lage ist unübertrefflich: Berlin-Prenzlauer Berg, Teutoburger Platz, direkt am Zugang zum Kulturareal Pfefferberg. Wo inzwischen Künstler wie Olafur Eliasson ihre Ateliers betreiben, hat direkt neben dem Architekturforum Aedes nun auch Sergei Tchoban gebaut, und zwar auf eigene Rechnung: Für seine schon im DAM und in der Eremitage gezeigte Sammlung von Architekturzeichnungen (Bauwelt 45.12) hat der aus St. Petersburg stammende, inzwischen überwiegend in Berlin tätige Architekt sich jetzt ein eigenes Museum geleistet. Er will dort einer interessierten Öffentlichkeit historische, aber auch zeitgenössische Glanzstücke des sonst wenig beachteten Genres „Architekturzeichnung“ näherbringen.

Der viergeschossige Neubau mit gläsernem Dachpavillon setzt der angrenzenden Miethausreihe einen aufsehenerregenden Endpunkt, zugleich wirkt er wie ein großer, maßgeschneiderter Sammlerschrank. Die minimale Grundfläche zwingt zu äußerster Verknappung, neben Treppen- und Aufzugsschacht gibt es pro Geschoss nur einen Raum: Im Erdgeschoss ist zuerst ein etwas edelholzlastiges Entree zu passieren, darüber erreicht man die zwei Ausstellungsebenen. Das nichtöffentliche Sammlungsdepot befindet sich im dritten Geschoss. Ganz oben lässt sich aus der rundum verglasten Dach-

kanzel und von zwei Austritten ein Panoramablick über die Dächer des Prenzlauer Bergs genießen; leider bleibt dieser privilegierte Ausguck nur internen Zusammenkünften von Tchobans Stiftung und besonderen Gästen vorbehalten. Die aufwendige Haustechnik, die für raumklimatische Bedingungen höchsten Anspruchs sorgt, ist im Keller verstaubt.

Um die Eröffnung seines Hauses gebührend zu feiern, hat Sergei Tchoban den Paestum-Zyklus von Giovanni Battista Piranesi nach Berlin geholt. Die fünfzehn Blätter aus dem Bestand des Londoner Sir John Soane's Museum sind noch nie zusammenhängend in der Öffentlichkeit zu sehen gewesen. In höchster Opulenz hängen die wenigen Großformate nun über beide Ausstellungsebenen verteilt, und nach kurzer Gewöhnung an die matten Lichtverhältnisse kann man sich fasziniert in die zahllosen Details der oft amüsant belebten Ruinendlandschaften vertiefen. Die Rauheit der Papiere wie die Sprödigkeit der Tintenspur verströmen dabei eine Aura, die kein noch so perfektes Druckverfahren zu reproduzieren vermag. Das Sammlungshaus erweist sich als wahre Schatzkammer; für Kenner und Liebhaber der Architekturzeichnung hat Berlin einen wichtigen Ort gewonnen.

Was an dem Bau beim ersten Anblick maniert wirkt – die klötzchenhaft verdrehte Stapelung der Geschosse – erweist



Das dreiseitig freistehende Museum fasst den westlichen Zugang zum Kulturareal Pfefferberg am Teutoburger Platz

Lageplan im Maßstab 1:10.000, Grundrisse und Schnitt 1:500

Architekten

Sergei Tchoban, Sergey Kuznetsov

Projektpartner und -leiter: Philipp Bauer, Ulrike Graefenhain

Mitarbeiter

Nadja Fedorova, Katja Fuks, Dirk Kollendt

Fassade

MBM Konstruktionen GmbH

Grafikkonzept Fassade

Heimann und Schwantes

Fassadenberatung Entwurf

Priedemann Fassadenberatung GmbH

Bauherr

SPEECH Tchoban & Kuznetsov

sich nach Kenntnis seines Innenlebens als überraschend funktional begründet. Wie bei Sammlungshäusern dieser Art unverzichtbar, sind die Schauräume fensterlose Cubes. Nun sind völlig kistenförmige „Einräume“ für die Ausstellungsregie aber oft zu dröge, weshalb man nach Anlässen zur Gliederung der langen kahlen Wände gesucht hat: Also gibt es im ersten Obergeschoss eine Nische, im zweiten wurde die Längswand leicht geknickt. Und genau diese Abweichungen treten im Außenbild hervor; wer schon drinnen war, mag sich beim Rückblick an die Interieurs erinnern. Und sogar an das Befinden sensibler Kunstfreunde wurde gedacht: Am Ende des Rundgangs kann man sich auf einer verglasten Außenloggia nach dem langen Aufenthalt in Blindräumen unter Dämmerlicht entspannen.

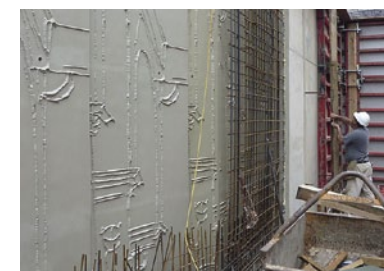
Noch umstrittener als die Stapelfigur dürfte die Wahl des Fassadendekors sein: Mithilfe eines aufwendigen Verfahrens wurden digital bearbeitete Fragmente historischer Zeichnungen auf die sehr feinen Betonoberflächen übertragen, die zudem in ihrer Färbung vergilbtes Pergament assoziieren sollen. Mit solch überdeutlichem Verweis auf den Daseinszweck des Hauses wagt Sergei Tchoban einen weiteren Schritt auf seiner Suche nach einer zeitgenössischen Architecture parlante. Einst ließ er eine riesige Rasterfassade mit einem langen Döblin-Zitat beschriften und überraschte damit die Passanten am Berliner Alexanderplatz. Auch mit den folklorebunten Figuren aus Strawinskys Ballett „Petruschka“ an einem Petersburger Geschäftshaus hat er sich schon früher nicht um puristische Bilderverbote geschert. An der radikalen Erzählabsicht seiner Bauten scheiden sich die Geister. Doch erst wenn man die akzeptiert, ist überhaupt darüber zu befinden, ob das für das Museum gewählte Verfahren, feinste Federstrichkunst in strapazierfähiges Betonrelief zu übersetzen, denn auch überzeugend gelungen ist – technologisch wie ästhetisch. ■



Blick in die Eröffnungsausstellung „Piranesi Paestum“ (zu sehen bis 31. August) und Empfang im Erdgeschoss

Kunststoffmatrize mit der Negativform des Reliefs. Um die Motive nicht zu unterbrechen, liegen die Decken nicht auf den Wänden auf, sondern wurden dazwischen gegossen.

Foto unten: nps tchoban voss; Porträtfoto Sergei Tchoban: Michaela Schöpke



„Es geht um den ästhetischen Genuss“ *Sergei Tchoban*

Herr Tchoban, wenn sich ein Kollege für Ihr Büro bewirbt – ist es für Sie wichtig, dass er zeichnen kann?

Ich halte Zeichnen nicht für den einzigen Weg zur Architektur. Aber es lässt doch erkennen, wie intensiv sich jemand zu dem Beruf hingezogen fühlt, welche Art von Architektur er mag. In die heute üblichen, aufwendigen Darstellungstechniken spielt immer der Zeitgeist mit hinein. Beim Zeichnen kommt dagegen die jeweilige Persönlichkeit zum Vorschein.

Hat Zeichnen mit Fleiß zu tun, oder ist es eine Frage von Talent?

Fleiß allein wird nie reichen, wenn da nicht eine tiefe Neigung zu dieser Form des Ausdrucks vorhanden ist.

Im Katalog Ihrer Ausstellung im Frankfurter DAM findet sich der Satz: „Bei mir sind die Zeichnungen und meine Arbeit als Architekt zwei Wege, die sich trennen.“

Man kann ja als Architekt nie alle seine Träume und Visionen umsetzen. Da bietet das Zeichnen eine zusätzliche Ebene, auf der Phantasie sich weiter austoben darf. Nicht umsonst hat sich in der langen Baukulturgeschichte die Architekturzeichnung als eigenes Kunstgenre etabliert – mit manchmal starkem Hang zur Selbstständigkeit, ja zur Abstraktion, wenn man an die Entwürfe der Konstruktivisten denkt. Die bedeutendsten Zeichner haben übrigens wenig oder gar nichts gebaut – Piranesi ist dafür das beste Beispiel.

Sammeln Sie mit wissenschaftlichem Ehrgeiz, oder aus reiner Freude am einzelnen Blatt?

Es geht um den ästhetischen Genuss. Selbst aus größeren Konvoluten habe ich nur solche Highlights gewählt, die mich persönlich begeistern. Ich finde es übrigens bemerkenswert, dass, bei guter Pflege, gezeichnete Visionen länger überdauern können als Bauwerke selbst.

Ihre realisierten Bauten geben sich oft erzählerisch. Ihr Museum haben Sie mit Zeichnungsfragmenten regelrecht umkleidet. Sind Ihnen

die klassischen Codes der Architektur zu unsinnlich?

Gute Architektur sollte bei der Annäherung immer noch neue Facetten eröffnen. Da hat die Moderne einiges verlernt. Erzählerische Momente verlangen ja auch besondere Sorgfalt im Detail, gerade deshalb tragen sie zur längeren Wertschätzung eines Gebäudes bei. Man braucht sich nur hier auf dem alten Fabrikgelände umzuschauen: Lauter detailverliebte Backsteinfassaden – jede Menge Futter fürs Auge.

Da spricht Architektur über Material, womöglich über ihre Statik. Sie haben dagegen Gewerbebauten mit Figurinen geschmückt, am Berliner Alexanderplatz eine komplette Fassade mit einem Döblin-Zitat beschriftet. Ihre Häuser erzählen ganz bildhaft von ihrem Ort. Droht da nicht Populismus?

Unsere Museumsfassade soll darauf anspielen, dass am Beginn jeder Baumaßnahme eine künstlerische Idee steht. Wir wollen einen Dialog mit dem Betrachter anstoßen. Populistisch wird solch ein Dialog doch erst, wenn er ohne Intelligenz oder Witz abläuft. Und natürlich gibt es auch hier noch eine „verborgene“ Bedeutung: Was Sie da sehen, sind u.a. Details von der ersten Zeichnung, mit der ich meine Sammlung begann – ein Blatt von Pietro di Gonzaga, frühes 19. Jahrhundert. Das haben wir gescannt und vergrößert, wobei das Abenteuer darin bestand, die feinen Unschärfen des Originals adäquat in die Matrize für den Betonguss zu übersetzen.

Wird Ihre Sammlung hier nun als Dauerpräsentation gezeigt?

Sie wird hier ihre Heimstatt haben, aber das Haus ist ausdrücklich für Gastpräsentationen gedacht. Wir planen drei Ausstellungen pro Jahr, Gespräche gab es schon mit der École des Beaux Arts in Paris, dem MoMa und natürlich dem Schtschussew-Museum in Moskau. Unsere konservatorischen Bedingungen sind besser als in den meisten Altbauten, in denen solch sensible Kollektionen normalerweise bewahrt werden. So können wir jetzt von Piranesi wirklich die kostbaren Originale zeigen, während sie im Sir John Soane's Museum in London normalerweise im Depot bleiben müssen.

Die Fragen stellte Wolfgang Kil

.de Dazu auf Bauwelt.de | Bildstrecke: Percier, Gonzaga, Poelzig, Libeskind – Zeichnungen aus der Tchoban-Sammlung